

Peter Seewald

Grüß Gott

Als ich begann,
wieder an Gott zu denken

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart München

Meiner Frau

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dvb.ddb.de>> abrufbar.

© 2002 Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart München
Alle Rechte vorbehalten
Gestaltung und Satz: Brigitte Müller, Stuttgart
Druck- und Bindearbeiten: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

ISBN 3-421-05677-3

Inhalt

Vorwort 9

1 Einsame Leute 11

2 Wie Jo-Jo 23

3 Mein Gott 37

4 Die wunderbaren Jahre 51

5 Was ist passiert? 71

6 Partys mit Weißwein 81

7 Zurück nach vorne 97

8 Moment bitte 123

9 Letzte Schritte 141

Vorwort

Der folgende Bericht basiert auf einem Beitrag, der unter dem gleichnamigen Titel im »Magazin der Süddeutschen Zeitung« erschien. Er behandelt meine Rückkehr zur Religion, und die Reaktion von Lesern und Freunden hat mich ermutigt, dieses Bekenntnis ein wenig auszuführen. Das ist eigentlich alles.

Auch wenn Gottes Werk nicht nur jede Zeitlichkeit, sondern bekanntlich auch unser Fassungsvermögen übersteigt – es ist eine spannende Geschichte, nicht mehr so zu leben, als ob Gott gar nicht existierte. Jeden Tag geschieht etwas Neues. Um von den Dingen des Glaubens jedoch ein wenig mehr zu erfahren als das Gewöhnliche, ist die Bekanntschaft mit Jesus von Nazareth unerlässlich. Auch davon handelt dieses Buch.

München, am 15. August 2002

Peter Seewald

Einsame Leute

Es war Frühling geworden, und wir hatten beschlossen, unsere Ferien in Griechenland zu verbringen; auf einer kleinen Insel, die gut riecht, mit roten Mohnblumen und kargen, trockenen Landschaften, wo man einige Tage glücklich sein würde. Ich wollte in Ruhe arbeiten, ein wenig baden und Anisschnaps trinken. Und die Kinder und meine Frau, die sich sehr darauf freute, könnten Ausflüge machen und sich in der Sonne erholen.

Von meinem Arbeitsplatz aus hat man einen wundervollen Blick über das Meer. Eine Steintreppe führt hinunter in eine kleine, halbmondförmige Bucht. Der Strand ist nicht besonders gepflegt, aber das Wasser ist glasklar und blau und türkis. Auf dem Meer glänzen die Wellen wie Lametta am Christbaum, und die ganze Landschaft liegt in einem sehr gleichmäßigen Licht ohne allzu viele Schatten.

Ich mag diese melancholische, getragene Stimmung. Manchmal sieht man in der Ferne kleine Fischerboote oder Segelboote mit krebseroten Engländern, und auf einem Trampelpfad hinter unserem Haus ziehen Gruppen von gut gelaunten Wanderern vorbei. Es ist alles so gekommen, wie wir es uns gewünscht hatten. Nur dass ich jetzt, während ich diese Zeilen schreibe, unter einem Sonnenschirm

sitze, der mich nicht vor der Sonne, sondern vor dem Regen schützt.

Auf der Insel kann man lange Zeit mit einem Roller fahren, ohne irgend jemandem zu begegnen, außer vielleicht einer Herde von Ziegen oder ein paar alten Männern, die mit knorrigen Stöcken unterwegs sind und anscheinend sehr viel Zeit haben. Unser Ferienhaus ist gut und komfortabel. Für das, was wir auf dem Bankkonto haben, ist es sogar eindeutig *zu* komfortabel. Als wir ankamen, empfingen uns allerdings acht griechische Bauarbeiter, die nebenan das Erdgeschoss für ein neues Haus hochzogen. Und wie soll man jemandem, der in der Sonne Steine aufschichtet und wenig Geld verdient, erklären, dass man sein Hämmern und Pfeifen nicht ganz so fröhlich findet, wie es vielleicht gemeint ist?

Manchmal ist es besser, nichts mehr zu ändern, nichts mehr zu wollen, einfach still zu sitzen, und sich zu begnügen mit dem, was ist, und mit dem, was einem zuge-dacht ist. Charlie Brown hatte einmal gesagt: »Heute habe ich hundert Entscheidungen getroffen – alle falsch.« Und als wir es aufgegeben hatten, etwas anderes zu wollen, und einfach zusahen, wie die Tage vergingen, wurde es sehr ruhig und sogar gemütlich, und wir hörten die Wellen schlagen und tranken Wein und Anis, und die Jungs erzählten am Abend von dem, was sie noch machen wollten in ihrem Leben und wie es richtig ginge, und dass wir Älteren eigentlich in dieser Zeit kaum noch begriffen, was wirklich interessant und wichtig sei. In der Ferne zog das flackernde Licht eines Fischerbootes vorbei, und wenn wir hinüber auf die Nachbarinsel schauten, die nicht besiedelt ist, wirkte im Mondlicht der Rücken des Berges wie das Fell eines rie-

sigen Braunbären, der sich zum Schlafen einfach ins Meer gelegt hatte.

Man kann überall schreiben, und dennoch gibt es Orte, an denen es besser oder schlechter geht als an anderen. Oder man bildet sich zumindest ein, nicht jede Geschichte an jedem Ort gleich gut schreiben zu können. Die ganze Zeit suchte ich nach einem ersten Satz für den Anfang, und ich hatte ihn am Abend vor dem Einschlafen schon gefunden, aber am Morgen war er wieder weg. Seither warte ich auf eine Inspiration, auf einen Zustand, in dem eine Geschichte sich wie von selbst schreibt und man für eine gewisse Zeit selbst zu dieser Geschichte wird und Dinge sagen kann, die man sonst einfach nicht sagen könnte. Die Zeit wird allmählich knapp. Der Lektor drängt, aber immer kam etwas dazwischen. Fußballspiele, Familienangelegenheiten, Müdigkeit, lauter Dinge, die das Arbeiten unmöglich machen. Manchmal lebt man wie ein Hund. Aber es war ein Traum, über Jesus Christus zu schreiben. Was sollte spannender sein, als dem Geheimnis eines Mannes nachzugehen, der die Welt verändert hat wie niemand sonst.

Das Eigentliche dieser Geschichte, überlegte ich, müsste in ihrer metaphysischen Seite liegen. »Es gibt kein anderes Mysterium Gottes außer Christus«, hatte Henry de Lubac einmal gemeint. Und wer den Sinn des Lebens Christi zu fassen vermöge, der könne »eindringen in die göttliche Wirklichkeit.« Aber nun sitze ich an meinem Tisch über der Bucht, lege den Kopf in die Hände und blicke verzweifelt auf das Meer hinaus – als könne ich abwarten, bis ER aus dem Wasser aufstiege und ich könnte ihn sehen und beschreiben wie eine weiß-gelbe Hostie.

Anfangs erscheint einem Christus wie ein Wesen voller Zauber. Man sieht hin, und schon im nächsten Moment ist er wieder verschwunden. Manchmal ist er wie der Star aus einem Musical, ein Freak, der singend über die Bühne tanzt. Meine Frau meint sogar, Jesus habe alle Attribute einer Pop-Ikone. Wie er versonnen auf Bergen verweilt. Wie er mit fünf Laiben Brot und zwei Fischen fünftausend Menschen speist, indem das, was die Leute teilen, immer nur mehr wird statt weniger.

Die Frage nach Gott ist das eine. Dieses unfassbare Etwas, das niemand kennt, und von dem viele sagen, es existiere überhaupt nicht. Christus ist das andere. Wie kann jemand, überlegte ich zu Beginn meiner Recherchen, der weder ein Manifest noch ein intimes Tagebuch hinterließ, über zweitausend Jahre hinweg diese Faszination ausüben? Selbst kluge Menschen glauben, dass Jesus Tote auferweckte, über Wasser gehen und am Ende in den Himmel fliegen konnte wie eine Rakete in Cape Canaveral. Er wurde angeblich jungfräulich empfangen, zu einem Zeitpunkt, als noch niemand über künstliche Befruchtung und die Möglichkeiten des Klonens sprach. Und ist es nicht ungeheuerlich, zu denken, dass da ein Mensch, der um das Jahr 30 in Palästina hingerichtet worden ist, der Erwählte und Gesalbte, eben »Christus« sei? Wie kann man überhaupt eine einzelne Gestalt zur Mitte aller Geschichte erklären?

Mein Erstaunen über diese Dinge ist nicht kleiner geworden. Jesus lehrte in den Synagogen und verkündete seine Nachricht vom Reich Gottes. Während er die einen kurierte, darunter »Besessene, Mondsüchtige und Gelähmte«, wie es in den Evangelien heißt, nannte er andere »blinde

Narren« oder »Nattern und Schlangenbrut«. Gegenüber unbarmherzigen Gläubigern, also Typen in Banken und Finanzämtern, sprach er die Warnung aus, sie würden dereinst den »Folterknechten« übergeben werden. Ehemüde wiederum tröstete er mit den Worten, »nach der Auferstehung« würden endlich »die Menschen nicht mehr heiraten, sondern sein wie die Engel im Himmel.«

Immerhin war ihm die Geschichte mit Judas passiert. Das macht bei der Auswahl von zwölf Leuten eine Ausfallquote von 8,33 Prozent. Und aus seiner handverlesenen Truppe, zähe Fischer, die für gewöhnlich nicht leicht aufgeben und die mit beiden Beinen auf dem Boden stehen, war schließlich kein einziger zur Stelle, als es um Kopf und Kragen ging.

»Gott von Gott, Licht vom Licht«, so reden die frühen Kirchenlehrer über Jesus. Johannes schreibt im Prolog seines Evangeliums, das zum Besten gehört, was jemals aufgezeichnet wurde: »Und das Wort ist Fleisch geworden. Es hat unter uns gewohnt.« Jesus war kein romantischer Träumer. Er hat von Menschen Anstrengung verlangt, sogar die größte, die man verlangen kann, die Umkehr. Muss man sich aber wundern, wenn den damaligen Schriftgelehrten die Haare zu Berge standen? »Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen«, versprach er. Er werde den »Vater« bitten, einen Beistand zu senden, »es ist der Geist der Wahrheit.« Wer kann so etwas ernst nehmen? Jesus sprach wie ein Psychopath: »Wer mich aber liebt, wird von meinem Vater geliebt werden, und auch ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren.« Und weiter: »Wer mich sieht, sieht den Vater«, und »keiner kommt zum Vater außer durch mich.«

Mit aller Vorsicht und allem Respekt kam Doktor Pierre Barbet, langjähriger Chefarzt der chirurgischen Abteilung des St.-Joseph-Krankenhauses in Paris, nach ausführlichen Untersuchungen zu dem Schluss, dass Jesus' Todeskampf verhältnismäßig kurz gewesen sei. Der Gekreuzigte müsse dabei das Gefühl einer fortschreitenden Erstickung gehabt haben, verursacht durch die Fixierung des Körpers mit erhobenen Armen und der großen Behinderung der Atmung: »Der ganze Todeskampf bestand also aus einem abwechselnden Sichsenken und Sichheben, aus Atemnot und Atemschöpfen.« Wenn man die Evangelien mit den Augen des Arztes lese, so fährt er fort, »wird man jedes Mal mehr davon betroffen, wie der Heiland das ganze Geschehen beherrscht. Uneingeschränkt und freiwillig hat Er alle Folgen der Menschwerdung nach dem Willen des Vaters auf Sich genommen, einschließlich aller Zerstörungen, die Wunden an der armseligen Hülle unseres Körpers anrichten können.

Er ist gestorben, *weil* Er es gewollt hat.

Er ist gestorben, *wann* Er es gewollt hat, nachdem Er noch bei vollem Bewusstsein sagen konnte: »Es ist vollbracht, mein Werk ist getan.«

In seinem 1949 veröffentlichten Buch mit dem bemerkenswerten Titel »Die Passion Jesu Christi aus der Sicht des Chirurgen« wertete der Arzt alle Zeugnisse und Zeugnisaussagen aus, die er finden konnte. Er untersuchte das Grabtuch von Turin, von dessen Echtheit er absolut überzeugt war. »Die Symptome der Tetanie und Asphyxie«, so Barbet, »die für einen Arzt unzweifelhaft zu erkennen sind, beweisen, dass die Abdrücke des Grabtuches der Wirklichkeit entsprechen.« Er nahm sogar Experimente vor,

um etwa herauszufinden, ob die Nägel bei der Kreuzigung durch den Handteller oder, was er für wahrscheinlicher hielt, durch die Handwurzeln getrieben wurden.

Barbet betrachtete die Senkung des Körpers, die Beugung des Kopfes nach unten, die Abplattung der konkaven Wölbung des Nackens und der Krümmung der Lendenwirbelsäule, das Erscheinen der Dornfortsätze der Lendenwirbel, das Hervortreten des vierköpfigen Oberschenkelmuskels. Über den ganzen Körper, hielt Barbet fest, ließen sich die Spuren der Geißelung nachweisen, ausgeführt von zwei vermutlich unterschiedlich großen Folterknechten. Siebzig tiefe Wunden belegten die Dornenkrönung, wie von Matthäus und Johannes beschrieben. Auf die Verletzungen, die das Tragen des schweren Kreuzes verursacht hatte – ein etwa 2,80 Meter langes und 125 Kilogramm schweres Stück aus zwei Teilen in der Form eines »T« – wiesen Hauptabschürfungen in der äußeren oberen Schulterblattregion der rechten Schulter hin. Rechtsfertigte diese Beschreibung, fragt der Chirurg, nicht auch die Prophezeiung des Jesaja: »Von der Fußsohle bis zum Scheitel ist nichts dran heil – nur Beulen, Striemen und frische Wunden; man hat sie nicht ausgedrückt, nicht verbunden, nicht gelindert mit Öl.«

Die Diagnose des Wissenschaftlers ist verblüffend: »In diesem leidenden und sterbenden Menschenleib wohnte die Gottheit. Sie blieb auch im toten Leib noch gegenwärtig. Mit erhabener, erschütternder und anbetungswürdiger Majestät spricht sie uns an aus dem unvergleichlichen Antlitz vom heiligen Grabtuch.«

Als ich diese Zeilen las, musste ich an Thomas denken. Er wurde Didymus genannt, Zwilling, vielleicht

deshalb, weil seine eine Hälfte voller Glauben war, und die andere voller Zweifel. Ich konnte gut verstehen, dass der Apostel forderte, der vom Grabe auferstandene Rabbi möge ihm doch zunächst einmal die Wundmale und die Seite zeigen. Ganz so, wie man nach einem Ausweis verlangt. Jesus ließ es zu, konnte sich aber eine Bemerkung nicht ersparen: »Weil du mich gesehen hast, glaubst du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.«

Ich lehnte mich auf meinem Stuhl zurück und verschränkte die Hände hinter meinem Kopf. Auf der Terrasse schwirrten einige Schmetterlinge herum, und von der Küche her duftete es nach frischem Kaffee, den meine Frau aufgebraht hatte.

Ich weiß nicht, wann ich damit begonnen habe, wieder an Gott zu denken. Es kann bei einer Hochzeit gewesen sein, wenn man in die Kirche muss, weil die Brautleute auf eine Kulisse für die romantische Stimmung bauen. Man sitzt bei solchen Gelegenheiten ein wenig verloren herum, hält die Hände locker gefaltet und betrachtet aus Langeweile den barocken Kirchenhimmel, wo dicke Putten einen Kranz um die heilige Maria flechten oder kräftige Erzengel mit Lanzen und Schwertern den gefallenen Luzifer in die Schranken weisen.

Die Schönheit heiliger Räume, ihre erhebende Poesie, hatte mich sofort wieder berührt. Es sind ganz besondere Schwingungen, die man an sakralen Orten wahrnehmen kann, und in den kunstvollen Bauten unserer Gotteshäuser scheinen uns vorhergehende Generationen so etwas wie Rettungsinseln hinterlassen zu haben, um sich in einer Flut von Unrat und Unglauben daran festzuklammern. Auf einem sensationellen Fresco des italienischen Renaissance-

malers Piero della Francesca etwa, das ich für die Zeitschrift »Merian« in Pieros Heimatstadt San Sepolcro in der Toskana besuchte, ist in der Darstellung der Auferstehung Christi das Unfassbare in einer Weise ausgedrückt, als käme es von weit her, aus tiefen Schichten eines mystischen Verständnisses unserer Welt. Aldous Huxley hat es als »das schönste Bild der Welt« bezeichnet, zurecht. In seiner Botschaft der Schönheit lässt sich erahnen, dass echte Schönheit immer Wahrheit ist und Wahrheit immer auch Schönheit.

Vielleicht war es auf einer Beerdigung. Wenn die Hinterbliebenen mit traurigen Minen in den vorderen Bänken sitzen und verstohlen nach hinten blicken, weil sie nicht mehr wissen, wie man sich in heiligen Räumen benimmt und was hier in welcher Abfolge geschieht. Der Priester betet seinen Sermon herunter, und wenn er es ein wenig besser macht, sagt er dabei auch einen Satz vom Leben und vom Tod, der sich einem wirklich anhaftet.

Vielleicht aber war es auch, als ich einen bestimmten Song hörte, »Eleanor Rigby« von den Beatles, mit ihrem Refrain »All the lonely people« und dem Vers vom Father MacKenzie, der meine Stimmung traf, eine gewisse Müdigkeit und Verlorenheit, weil sich alles nur noch sinnlos wiederholte und sich die Tage abspulten wie auf einer Zwirnrolle, die sich nicht mehr aufrollt, und die am Ende eben einfach abgespult und aus ist.

Es ist eine lange Geschichte. Und es ist schwer, darüber zu schreiben. In groben Zügen vielleicht schon, aber nicht in den vielen Details, den Gedanken, Gefühlen und Erlebnissen dieser Geschichte. »Herr, lehre uns beten. Lehre mich einsehen, dass ohne Gebet mein Inneres ver-

kümmert und mein Leben Halt und Kraft verliert« – was sagt man schließlich zu so einem Satz? Er stammt immerhin von Romano Guardini, einem der größten katholischen Gelehrten. Aber wirken solche Botschaften, wenn man mit der Sprache nicht vertraut ist, nicht auch ein wenig verquast? Dinge des Glaubens sind schwer auszu-drücken, und oft genug wirken sie für Außenstehende ein wenig kindisch und überdreht, irgendwie so, als ob da plötzlich jemand spreche, der sich einer Gehirnwäsche unterzogen habe.

Kollegen aus meiner früheren Redaktion hatten mir vor einiger Zeit als Thema für einen Magazin-Beitrag meine Rückkehr zum Glauben vorgeschlagen, weil sie dringend einen Artikel für ihr Weihnachtsheft brauchten. Ich hatte lange Zeit gezögert. Ich bin in Fragen der Religion ein Anfänger, der gerade einmal gelernt hat, dass es ein Vorteil sein kann, Kirchenfenster auch von innen zu betrachten, wo sie aufleuchten. Was sollte ich schon können? Niemand auch käme ernsthaft auf die Idee, man könne Zen-Buddhismus in einem Crash-Kurs erfahren, und man könne damit einen Grad der Erleuchtung erreichen, der Osram-Birnen überflüssig macht. Ist das Christentum in seiner Fülle, seinen Verzweigungen und in der Tiefe seiner Geheimnisse wirklich weniger anspruchsvoll und umfassend, auch wenn die allerwenigsten annehmen, es gäbe hier in diesem riesigen Gebäude mit seinen unendlichen Zimmerfluchten noch etwas zu entdecken?

Aber das war nicht der Hauptgrund für meine Scheu. Ich fühlte mich einfach nicht befugt. Es schien mir, als müsse ich auf den Markt treten wie ein Anpreiser von Teppichschaum und neuartigen Gurkenhobeln. Ich bin viel

zu schwach dafür. Ein Sünder vor dem Herrn. Und ich möchte auch nicht morgens beim Rasieren im Spiegel die Spuren jener Gewissensbisse sehen, die mir ein fragwürdiges, anmaßendes Auftreten beigebracht hätte.

Fühlen wir uns inzwischen nicht auch viel zu fortgeschritten, um noch glauben zu können, was für die Generationen vor uns völlig unkompliziert und akzeptabel war? Jesus wurde in den vergangenen Jahrzehnten mit allerhand Sezierwerkzeugen immer mehr zerlegt. So weit, dass von ihm inzwischen nur noch übrig ist, was bequem auf einer Untertasse Platz hätte. Könnte es aber nicht auch sein, dass wir dabei in unserer Entwicklung gar nicht so fortgeschritten sind, wie wir uns das denken? Dass, ganz im Gegenteil, möglicherweise unsere Fähigkeit, solche Phänomene wahrzunehmen, geradezu verkümmert ist? Vielleicht müsste man, überlegte ich, um wieder an den Kern der Geschichte heranzukommen, die Fragen wieder so naiv und kindlich stellen, wie es nur irgendwie ginge.

Ernest Hemingway hat in einer seiner Short Storys die Karfreitags-Geschichte ausgelegt. Seine Quintessenz ist, Leiden bleibe niemandem erspart, und es komme darauf an, wie man es durchsteht, so dass es eine Sache von Würde wird. Den römischen Schergen, die er dabei zu Wort kommen lässt, war nicht verborgen geblieben, dass bei dem Gekreuzigten ein Mädchen, eine richtige Schönheit, ausgeharrt hatte, und sie sprachen darüber. Man trifft sich in einer Bar. Einer der Soldaten nimmt einen Schluck Wein, aber er möchte ihn am liebsten gleich wieder ausspucken: »Jesus Christus!«, flucht er. Unter den anderen entwickelt sich der folgende Dialog:

»Warum ist er nicht vom Kreuz runter gestiegen?«

»Weil er nicht vom Kreuz runter steigen wollte. Das gehört nicht zu seiner Rolle.«

»Na, den Kerl möchte ich sehen, der nicht vom Kreuz runter will.«

»Ich sage euch, wenn ihr mir einen zeigt, der nicht vom Kreuz runter will, wenn's ernst wird – ich meine, wenn's wirklich ernst wird –, dann will ich zu ihm raufklettern.«

Vielleicht war Hemingway nicht besonders fromm, dass er katholisch war, hat er allerdings nie versteckt. »Du weißt, ich schwärme nicht gerade für Religion«, schrieb er seiner Mutter, »aber ich bin ein so aufrechter Christ, wie ich kann.« Und in einem anderen Brief meinte er: »Ich habe Bill nie gefragt, in welche Kirche er geht, weil das nicht wichtig ist. Wir beide glauben an Gott und Jesus Christus und hoffen auf ein Leben nach dem Tod.«

So fängt das irgendwie an.

2

Wie Jo-Jo

Als wir heute Morgen aufwachten und später, als wir beim Frühstück auf der Veranda saßen, regnete es wie aus Kübeln. Tief hängende Wolken zogen über das Meer; ein Bild, wie wenn ein Sturm aufzieht. Die Möwen waren verschwunden. Es hatte sich richtig eingeregnet, und es war nun egal, auf welcher Insel oder in welcher Stadt oder in welchem Haus wir waren.

Mein Freund Paul hatte uns geraten, wir sollten uns ein Boot nehmen und einen Ausflug nach Patras machen. Dort könne man etwas essen und trinken und danach mit einem Taxi zur Andreas-Kathedrale, der Hagios Andrea, fahren. In der rechten Seitenkapelle befinde sich nicht nur das Kreuz des erstberufenen Apostels, sondern auch seine Schädeldecke. »Da geht dir der Hut hoch«, schrieb Paul, »und es wäre eine gute Geschichte. Denn dieser Schädel hat ja das ›Vaterunser‹ persönlich gehört, und vielleicht hat er ja auch, wer weiß, ab und an eine zärtliche Kopfnuss vom Allerhöchsten höchstpersönlich bekommen.«

Der Hinweis klang verheißungsvoll, aber meine Frau und die Jungs kuschelten sich lieber in warme Decken ein und lasen in einem Buch und in einer Zeitschrift für Computerspiele. Ich blickte müde auf die See hinaus und beobachtete die Regentropfen, die am Fenster vor meinem